

NOAH LINDHOLM

Leseprobe – Eines Tages ist Heute

*Ein berührender Roman über das Aufschieben, die verlorene
Zeit und den Mut, das eigene Leben zu ändern, bevor es zu
spät ist.*

Roman

Hinweis für den Leser

Dies ist ein Roman. Seine Figuren und Geschichten sind erfunden. Was darin über Gesundheit, Gewohnheiten und das eigene Leben gesagt wird, ist als Anstoß und Ermutigung gemeint, nicht als ärztlicher, psychologischer oder therapeutischer Rat. Wer mit einer Sucht, mit der eigenen Gesundheit, mit Erschöpfung oder mit dunklen Gedanken ringt, verdient echte Unterstützung. Bitte such sie dir. Das ist keine Schwäche, das ist die mutigste kleine Entscheidung von allen.

Vorwort

Es sind selten die lauten Stürme, die unser Leben formen. Wir warten oft auf den großen Knall, auf das unübersehbare Zeichen, und übersehen dabei die Stille, in der das Schicksal eigentlich atmet.

Jonas ist neunzehn Jahre alt, als er an einem regnerischen Abend in seinem engen Flur steht. Das Licht im Treppenhause flackert, durch den Türspalt weht der Geruch von feuchtem Asphalt. In seiner rechten Hand hält er den Haustürschlüssel, in der linken befühlt er blind die glatte Oberfläche einer Münze tief in seiner Tasche. Es ist das Erbstück seines Großvaters. Ein kleines, abgegriffenes Stück Metall, das ihn immer daran erinnern sollte, dass jede Sekunde ihren eigenen Preis hat.

Er weiß nicht, dass dieser Abend eine stille Weiche ist. Er ahnt nicht, dass der kurze Moment zwischen dem Greifen der Klinke und dem Zögern kein leeres Warten ist, sondern ein gewaltiger Raum aus Möglichkeiten.

Wir alle verbringen so viel Zeit damit, das Jetzt gegen ein Wenn und ein Dann einzutauschen. Wenn ich erst alles verstanden habe, dann beginne ich zu leben. Wenn ich mich sicherer fühle, dann wage ich den ersten Schritt. Wir knüpfen Bedingungen an unser eigenes Glück und bemerken nicht, wie die Gegenwart ungenutzt verstreicht. Doch das Leben führt kein sauberes Kassenbuch. Es kennt kein perfektes

Morgen. Es verlangt nur nach dem winzigen Augenblick, in dem wir uns entscheiden.

Jede noch so harmlose Wahl ist ein leiser Vertrag mit der Zeit. Ein nicht erwideter Anruf, ein hastig weggewischter Gedanke, ein Spaziergang im Regen. Im Moment selbst scheinen sie unbedeutend, doch sie sammeln sich an. Sie verzinsen sich über die Jahre im Verborgenen, bis sie uns Jahrzehnte später mit voller Wucht einholen. Mancher unbeachtete Schritt zieht uns unmerklich den Boden unter den Füßen weg, während eine scheinbar schmerzhaft Verspätung uns am Ende vielleicht rettet. Der Stein, der uns schmerzhaft bremst, ist manchmal die einzige Stufe, die uns trägt.

Jonas steht an der Tür und atmet tief ein. Er spürt seinen Puls am Hals, ruhig und kräftig. Es ist sein innerer Motor, das einzige Fundament, das ihn durch die kommenden Jahrzehnte tragen wird, sofern er gut darauf achtet. Er kann nicht sehen, dass sich exakt hier, in diesem flüchtigen Herzschlag, seine Welt lautlos auffächert. Er sieht nicht den alten Mann, der viele Jahre später unter einer großen Linde sitzen wird, den weichenden Winter im Rücken und eine tiefe, verzeihende Ruhe in den Augen.

Er muss das alles auch nicht wissen. Er muss nur die Klinke hinabdrücken und die ersten sechs Schritte über den Küchenboden gehen.

Prolog – Die Linde

Es gibt einen Tag am Ende jedes Winters, an dem die Luft sich nicht entscheiden kann. Noch riecht sie nach Frost und nassem Holz, und doch liegt schon etwas anderes darin, ganz leise, etwas Grünes, das noch keinen Namen hat.

An einem solchen Tag sitzt ein alter Mann auf einer Bank unter einer Linde.

Die Linde ist älter als er. Ihre kahlen Äste teilen sich gegen den blassen Himmel in immer feinere Wege, bis man nicht mehr sagen kann, wo der eine aufhört und der nächste beginnt. Der Mann hat die Hände im Schoß gefaltet. In der rechten Hand hält er etwas Kleines, Rundes, Warmes, das er über die Jahre so oft zwischen den Fingern gedreht hat, dass die Prägung fast verschwunden ist. Eine Münze. Niemand würde ihr mehr ansehen, was sie wert ist.

Er wartet nicht mehr auf ein Wenn oder ein Dann. Er ist an dem Punkt seines Lebens angekommen, an dem man nicht mehr wartet, sondern einfach da ist, und das ist mehr, als die meisten Menschen je über ihre Tage sagen können.

Auf der anderen Seite des Weges sitzt ein junger Mensch, vielleicht neunzehn Jahre alt, die Schultern hochgezogen gegen die Kälte, ein Telefon in der Hand. Der junge Mensch starrt darauf, als hätten zwei kleine Worte darin Platz, die schwerer wiegen als alles andere an diesem Tag. Einmal hebt sich der Daumen. Dann sinkt die Hand wieder.

Der alte Mann kennt das. Er kennt es so gut, dass es in seiner Brust zieht. Er weiß nicht, welche zwei Worte es sind, ein Ja oder ein Nein, ein Komm oder ein Geh, eine Bitte um Hilfe oder ein weiteres Schweigen. Aber er weiß, was solche kleinen Augenblicke

aus einem Menschen machen können, wenn man ihnen genug Jahre gibt.

Denn das ist das Heimtückische an den kleinen Entscheidungen. In dem Moment, in dem man sie fällt, wiegen sie nichts. Man könnte gleich darüber lachen. Erst später, viel später, beginnen sie zu wirken, leise und unaufhaltsam, wie Zinsen auf eine Schuld, die man längst vergessen hat, oder wie Zinsen auf ein kleines Geld, das man irgendwann zur Seite gelegt und nie wieder angerührt hat.

Sein Großvater hatte ihm das einmal erklärt, an einem Küchentisch, vor einem ganzen Leben. Er hatte ihm diese Münze hingelegt und gesagt, dass aus ihr ein Vermögen werden könne, wenn man sie nur liegen lasse, und aus einer Schuld ein Verhängnis, mit denselben Jahren, auf dieselbe stille Weise. Der Junge, der er damals war, hatte genickt und nichts verstanden. Man versteht es nie, wenn man jung ist. Man hat ja noch alle Wege offen, und sie sehen alle gleich aus.

Der alte Mann sieht den jungen Menschen an und möchte aufstehen. Er möchte hinübergehen und ihm die Münze in die Hand drücken und ihm sagen, dass es zählt, dieser eine Daumen, dieses eine Wort, und dass es mehr zählt als alles, was nach großen Entscheidungen aussieht. Aber er bleibt sitzen. Es ist nicht seine Entscheidung. Es war nie die Entscheidung eines anderen.

Was aus einem Menschen wird, der sich an einem gewöhnlichen Tag so oder so entscheidet, sieht man erst, wenn man es bis zum Ende verfolgt. Manchmal dauert das ein ganzes Leben. Und manchmal sieht man es gar nicht, weil man nicht gut genug auf sein Fundament geachtet hat und nicht lange genug bleibt, um es zu sehen.

Der junge Mensch hebt wieder den Daumen.

Dies ist die Geschichte eines einzigen Menschen. Es ist die Geschichte von fünf.

KAPITEL EINS

Der flüsternde Moment



Der Regen fiel weich und ausdauernd auf die Dächer der Stadt. Es war ein Dienstagabend im November. Ein Abend, der sich anfühlte, als wäre er nur dazu da, die Lücke zwischen Montag und Mittwoch zu füllen. Nichts an diesem Abend war laut. Nichts schrie nach Schicksal.

Jonas stand im schmalen Flur seiner ersten eigenen Wohnung. Er war neunzehn Jahre alt, und die Welt stand ihm theoretisch weit offen. Doch in diesem Moment drückte diese unendliche Weite eher wie ein nasser, schwerer Mantel auf seine Schultern. Das Licht der Deckenlampe flackerte leicht, und durch den Türspalt drang der Geruch von feuchtem Asphalt und altem Stein.

In seiner rechten Hand leuchtete das Display seines Telefons. Drei kurze Worte standen dort, geschrieben von Leo, seinem ältesten Freund: Kommst du noch?

Jonas spürte das vertraute, leise Ziehen in der Brust. Seine linke Hand glitt in die Tasche seiner Jacke, die er seit dem Heimkommen nicht abgelegt hatte. Seine Finger fanden das kühle Metall der Münze seines Großvaters. Sie war glatt, und die Ränder waren von zahllosen Berührungen sanft abgerundet. Er drehte sie blind zwischen Daumen und Zeigefinger.

Der Raum um ihn herum schien für den Bruchteil einer Sekunde stillzustehen. Dann senkte sich sein Daumen auf das Glas.

Heute nicht. Nächstes Mal ganz sicher.

Er schickte die Nachricht ab. Das Telefon glitt aus seiner Hand auf das Schuhregal, und das Display erlosch. Eine Stille legte sich über den Flur, weich wie der Regen. Sie fühlte sich an wie Erleichterung. Jonas zog die Jacke aus, hängte sie an den Haken, und das kühle Gewicht der Münze pendelte in der Tasche und kam zur Ruhe. In der Küche setzte er Wasser auf. Er sah dem Dampf zu, der sich an der dunklen Fensterscheibe niederschlug, und hinter dem Beschlag lag die Stadt, verschwommen, ihre Lichter zu weichen Höfen zerlaufen. Er trank den Tee im Stehen. Es war ein guter Abend, sagte er sich, ein ruhiger Abend.

Vielleicht später.

Er schickte die Nachricht ab, behielt die feuchte Jacke an und setzte sich auf die Kante seines Bettes. Er starrte aus dem Fenster in die Dunkelheit und wartete darauf, dass der Regen schwächer wurde. Die Tropfen schlugen monoton gegen das Glas. Wenn der Schauer vorbeigezogen ist, dachte er, dann gehe ich los. Er saß einfach da, die Schultern leicht nach vorne gesunken. Sein Körper wartete auf ein Signal, das nicht kam. Die Minuten verrannen lautlos, und die Kälte kroch langsam durch den Stoff seiner Kleidung. Er streifte die Schuhe ab, legte sich in der Jacke zurück und schlief ein. Die Münze in seiner Tasche lag still und ungenutzt auf seinem Oberschenkel.

Bin schon unterwegs.

Er ließ die Jacke an, drückte auf die Klinke und trat hinaus. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss, der Regen fand sofort seinen Kragen, und es war ihm gleich. Bei Leo war es warm und laut, und ein Glas war in seiner Hand, noch bevor er die Jacke abgestreift hatte. Der erste Schluck schmeckte nach nichts. Der zweite nahm das Ziehen in seiner Brust und machte es leise. Er lachte, und es war echt, und jemand schlug ihm auf die Schulter. Am Fenster stand Mara, mit einem Lachen, das ihn ansah. Er wollte zu ihr, doch der Abend wurde ein warmer Strom, der ihn trug. Als er das nächste Mal zum Fenster sah, war ihr Platz leer. Spät fand er die Münze in seiner Faust, legte sie auf den nassen Tresen und vergaß sie dort.

Ich beeile mich.

Er riss die Tür auf, behielt die Jacke an und wollte gerade losstürmen, als sein Schuh auf der obersten, regennassen Treppenstufe den Halt verlor. Der Sturz war kurz und hart. Ein stechender Schmerz durchfuhr seinen Knöchel und nahm ihm augenblicklich den Atem. Er lag auf dem kalten Stein, presste die Zähne aufeinander, und die Wut auf sich selbst brannte heiß in seiner Kehle. Das Telefon lag unerreichbar ein paar Stufen tiefer. Niemand war da, um ihm aufzuhelfen, und im ganzen Treppenhaus war nur das stetige Rauschen des Regens zu hören. Er presste die Hand auf die Tasche, in der die Münze lag, und versuchte einfach nur, den Schmerz mit seinem Atem zu bändigen.

Komme. Zehn Minuten.

Er zog den Reißverschluss seiner Jacke bis zum Kinn hoch, trat hinaus in die Kälte, und sein Puls ging ruhig. Der Regen roch nach Anfang. Bei Leo drückte ihm jemand ein Glas in die Hand, doch er stellte es ab, voll, auf die erste Fläche, die er fand. Mara trat auf den schmalen Balkon hinaus, allein. Sein Herz ging zu schnell, und die wenigen Schritte zur Balkontür sahen aus wie viele. Er ging sie trotzdem. Auf dem Balkon war Platz für zwei, und die Stadt lag gewaschen und glänzend zu ihren Füßen. Auf dem Heimweg war ihm nicht kalt. Die Münze lag warm in seiner Faust. Er wusste nicht, was er an diesem Abend gewonnen hatte. Er wusste nur, dass etwas geblieben war.

* * *

Der Regen fiel weich und ausdauernd auf die Dächer der Stadt. Über tausend Fenstern, hinter tausend Türen, hob und senkte sich in derselben Minute ein Daumen. Niemand hörte, wie leise sich ein Leben entscheidet.

KAPITEL ZWEI

Die Münze



Die Sonntage seiner Kindheit rochen nach Bohnerwachs und Kaffee. Jonas war neun Jahre alt, und der Weg zum Haus des Großvaters führte über zwei Straßen und einen Hof, in dem das Kopfsteinpflaster bei Regen glänzte wie frisch lackiert. Er ging ihn allein. Das gehörte zur Abmachung, und er trug den Stolz darüber vor sich her wie etwas, das nicht verschüttet werden durfte.

Die Küche war klein und warm. Auf dem Tisch lag eine Wachtuchdecke mit einem Muster aus verblassten Birnen, und an der Wand hing eine Uhr, die jede Woche eine halbe Minute verlor. Der Großvater zog sie sonntags auf und stellte sie neu, nicht nach dem Radio, sondern nach der Kirchturmglöcke. Dafür öffnete er das Fenster einen Spalt, und mit dem Läuten kam der Garten herein, nasse Erde, Holz, im Herbst die süße Schwere des Falllaubs.

Den Kakao bekam Jonas in einer Tasse mit Goldrand, deren Henkel einmal abgebrochen und so sorgfältig geklebt worden war, dass man die Naht nur mit dem Daumen fand, nicht mit den Augen. Er suchte sie jedes Mal. Es beruhigte ihn, dass sie da war.

An einem dieser Sonntage lag die Münze auf dem Tisch.

Er kannte sie. Sie wohnte in der Westentasche des Großvaters, und wenn der alte Mann nachdachte, wanderte sie zwischen seinen Fingern, ohne dass er hinsah. Jetzt lag sie zwischen Kakaotasse und Kaffeekanne auf den verblassten Birnen und sah aus wie vergessen. Jonas wusste, dass der Großvater nichts vergaß.

„Du schielst schon die ganze Zeit hin“, sagte der Großvater.
„Nimm sie ruhig.“

Die Münze war schwerer, als sie aussah, und kühler. Auf der einen Seite ein Adler, dem die Federn fehlten, so glatt war er gerieben. Der Rand fühlte sich an wie ein Kiesel aus dem Bach.

„Warum ist die so abgewetzt?“

„Weil ich sie drehe.“ Der Großvater goss sich Kaffee nach. Er hatte breite Hände voller heller Narben, Schreinerhände, und wenn er die Kanne hielt, sah sie aus wie Spielzeug. „Seit fünfzig Jahren. Da wird auch ein Adler müde.“

Jonas drehte die Münze unbeholfen zwischen den Fingern. Sie entglitt ihm, schlug auf das Wachtuch, schnurrte einen kleinen Kreis und legte sich hin. Der Großvater ließ sie liegen.

„Weißt du, was ein Kredit ist?“

„Wenn man sich Geld leiht. Von der Bank. Und dann muss man mehr zurückgeben, als man bekommen hat.“

„Das Mehr nennt man Zinsen. Gut.“ Der Großvater nickte langsam. „Ich war in meinem Leben keiner Bank einen Pfennig schuldig. Und trotzdem habe ich zwei Kredite aufgenommen. Teure.“

Jonas wartete. Er hatte gelernt, dass man den Großvater nicht drängte. Die Geschichten kamen wie die Kirchturmglöcke, zu ihrer eigenen Zeit.

„Dein Urgroßvater hatte eine Werkstatt. Als er starb, haben mein Bruder Heinrich und ich sie geteilt, die Maschinen, das Holz, die Aufträge. Beim Teilen gab es Streit. Um einen Hobel, wenn du es genau wissen willst. Vaters alten Doppelhobel, Buche, abgegriffen wie die da.“ Er nickte zu der Münze. „Als Jungen haben Heinrich und ich unter der Hobelbank geschlafen, wenn Vater spät arbeitete. Sägespäne im Haar, beide. Und dann nimmt einer den

Hobel, ohne zu fragen, und der andere sagt Sachen, die größer sind als der Hobel. Heinrich auch. Dann haben wir geschwiegen."

Er drehte seine Tasse auf dem Wachtuch, einmal, zweimal.

„Ich wollte mich entschuldigen. Das war kein böser Wille, dass ich es nicht getan habe, verstehst du. Ich habe nur auf den richtigen Sonntag gewartet. Erst war die große Bestellung, dann kam der Winter, dann hat seine Frau etwas gesagt, das mich wieder geärgert hat, dann war Ostern, und an Ostern fängt man nicht mit so etwas an. Es gab immer einen Grund. Und jeder einzelne war vernünftig." Er sah aus dem Fenster in den Garten, wo der Apfelbaum kahl im Regen stand. „Das ist das Teure an so einem Kredit. Man merkt nicht, dass man zahlt. Jeden Tag ein bisschen. Als wir wieder miteinander geredet haben, waren wir alte Männer. Vierzig Sommer, Junge. Das waren die Zinsen."

In der Küche war nur die Uhr zu hören. Jonas hielt die Münze fest, die in seiner Hand warm geworden war.

„Und der Hobel?"

Der Großvater stand auf, öffnete die Anrichte und legte etwas auf den Tisch. Buchenholz, dunkel von hundert Jahren Händen, die Sohle blank. „Heinrich hat ihn mir zurückgegeben, an dem Tag, als wir wieder geredet haben. Da, nimm. Schwer, was?" Jonas hob ihn mit beiden Händen. „Vierzig Sommer hat der gekostet. Und dabei ist es bloß ein Hobel."

„Und der zweite Kredit?"

„Was?"

„Du hast gesagt, zwei."

Der Großvater lachte kurz, das Lachen kippte in einen Husten, und er rieb sich mit dem Daumen das Brustbein, beiläufig, wie man eine Fliege verscheucht. „Der läuft noch", sagte er. „Den erzähle ich dir, wenn du größer bist."

Er stand auf und schenkte Kakao nach, obwohl die Tasse noch halb voll war. Eine Weile war es sehr still. Nur die Uhr ging, eine halbe Minute zu langsam.

„Aber jetzt pass auf“, sagte er, als er wieder saß, „denn jetzt kommt die andere Hälfte, und die erzählt dir keiner. Nicht alles, was etwas kostet, ist ein Kredit. Manches ist eine Anlage.“

„Was ist eine Anlage?“

„Auch etwas, das man bezahlt. Aber die Zinsen gehören dir.“ Er hielt die offene Hand hin, als läge etwas darauf. „In der Werkstatt habe ich jeden Morgen als Erstes die Sägen geschärft. Zehn Minuten, jeden Tag, auch wenn die Arbeit drängte. Die Jungen haben gelacht. Mittags haben sie gegen das Holz gekämpft, und ich bin mit ihm gegangen. Zehn Minuten am Morgen, fünfzig Jahre lang. Rechne dir aus, was da zusammenkommt.“ Er beugte sich vor, und der Stuhl knarrte unter ihm. „Das Dumme an Zinsen ist nur: Man sieht sie nicht. Sie verstecken sich. Jahrelang sieht alles gleich aus, ob du schärfst oder nicht, ob du redest oder schweigst. Und eines Tages stehen sie vor der Tür, alle auf einmal, die guten wie die schlechten. Dann ist das Staunen groß.“

„Und das Beste an der Sache begreifen die wenigsten“, sagte er und klopfte sich dabei mit zwei Fingern gegen die Brust, beiläufig, da, wo er sich sonst rieb. „Die größte Anlage und der teuerste Kredit stecken im selben Schrank, und der Schrank bist du. Dein Körper ist auch so ein Konto, Junge. Du zahlst jeden Tag ein oder du hebst ab, mit allem, was du in dich hineinlässt, mit jedem Weg, den du zu Fuß machst oder eben nicht, mit jeder Nacht, die du ihm gönnst. Und es sieht jahrelang gleich aus, genau wie bei den Sägen. Bis es eines Morgens nicht mehr gleich aussieht.“

Jonas sah auf die Hand auf der Brust und verstand sie nicht. Er würde sie erst verstehen, viele Jahre später, an einem Februardienstag.

„In dir sitzen zwei Tiere“, sagte der Großvater, „ein gesundes und ein krankes, und beide haben Hunger. Welches groß wird, entscheidet nicht der Doktor. Das entscheidest du, dreimal am Tag, mit dem, was du ihm hinstellst. Du fütterst immer eines. Du kannst dir nur aussuchen, welches.“

Jonas legte die Münze behutsam zurück, damit sie nicht wieder davonschnurrte. „Und warum drehst du sie? Wirst du sie, wenn du dich nicht entscheiden kannst? Kopf oder Zahl?“

„Werfen?“ Die Brauen des Großvaters zogen sich zusammen, als hätte Jonas im Haus gespuckt. „Eine geworfene Münze entscheidet für dich. Das ist Feigheit mit Schwung.“ Er nahm die Münze zwischen Daumen und Zeigefinger. „Ich drehe sie. Eine Umdrehung, das sind ungefähr drei Sekunden. Drei Sekunden lang tust du nichts, du siehst nur zu. Mehr braucht ein Mensch nicht, um sich selbst über die Schulter zu schauen.“

„Und was sieht man da?“

„Meistens nichts.“ Der Großvater schmunzelte. „Manchmal alles. Pass auf.“ Er legte die Münze flach auf die Handfläche. „Möchtest du noch ein Stück Streuselkuchen? Frau Brandt hat ihn gebracht, er ist ein bisschen trocken, aber sag das nicht weiter.“

„Ja“, sagte Jonas sofort.

„Siehst du. Und jetzt noch einmal.“ Er drehte die Münze, langsam. Der Adler kippte ins Licht und wieder hinaus. Drei Sekunden können lang sein, wenn man ihnen zusieht. „Möchtest du noch ein Stück?“

Jonas sah zu dem Kuchen hinüber, der unter der Glashaube auf der Anrichte stand. Er spürte seinen Bauch, der voll war, und den

Kakao, der süß im Mund nachhing. „Eigentlich nicht“, sagte er und wunderte sich.

„Na also.“ Der Großvater legte die Münze auf die verblassten Birnen zurück. „Beim Kuchen ist es egal. Aber du weißt vorher nie, wann es nicht egal ist. Darum dreht man sie immer.“

Jonas dachte nach. „Und heute? Was hast du heute entschieden?“

Der Großvater faltete die Hände über dem Bauch und sah zu der Münze hinunter, als müsste er sie um Erlaubnis fragen. „Ob du alt genug bist für das alles hier“, sagte er. „Sie hat ziemlich lange gebraucht.“



Es gab noch viele solcher Sonntage, und in der Erinnerung gingen sie später ineinander über wie die Birnen auf dem Wachstuch, eine wie die andere und alle zusammen ein Muster. Der Großvater erzählte nichts zweimal. Das Brustbein rieb er sich öfter, die Wege durch den Garten wurden kürzer, und zum Arzt, sagte er, gehe er im Frühjahr. Es wurde jedes Jahr Frühjahr. Im letzten Winter zog er die Uhr nicht mehr selbst auf, sondern sagte Jonas vom Stuhl aus, wie weit er den Zeiger schieben sollte.

Er starb im Februar, als Jonas vierzehn war, an einem Dienstag. Was der zweite Kredit gewesen war, erzählte er ihm nie. Aber am Tag der Beerdigung, als die Wohnung voller Mäntel hing, die nach Regen rochen, und voller Stimmen, die zu leise sprachen, dachte Jonas an den Daumen, der das Brustbein gerieben hatte, beiläufig, jahrelang, wie man eine Fliege verscheucht, die wiederkommt.

Die Mutter fand den Umschlag in der Küchenschublade, zwischen Quittungen, die nach Jahrzehnten geordnet waren. Vorne

stand sein Name, Jonas, in der geraden, altmodischen Schrift des Großvaters. Darin lag die Münze.

Sie war noch immer schwerer, als sie aussah. Der Adler ohne Federn, der Rand wie ein Bachkiesel. Jonas stand in der Küche, in der die Uhr stehen geblieben war, weil niemand sie aufgezogen hatte, und drehte die Münze, eine Umdrehung, drei Sekunden, und sah sich selbst zu, wie er weinte.

Unter seinem Namen, klein, als hätte der Platz gerade noch gereicht, stand ein einziger Satz:

Dreh sie, bevor du antwortest.

Jonas war vierzehn. Er verstand den Satz so, wie man ihn mit vierzehn versteht, halb. Der Rest hatte Zeit.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann entdecke die wie Jonas Entscheidungen Zinsen tragen und was es dir über dein eigenes Leben verrät.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur Bestellung zu gelangen:



[Zum Buch](#)

Wie geht es weiter?

Weitere inspirierende Bücher, Leserunden und Leseproben findest du auf

<https://www.innerearchitektur.com/buecher>

